



Michael Reich

Greenfriars
Geheimnis

Inhaltsverzeichnis

Prolog

1. Teil Greenfriars

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

8. Kapitel

9. Kapitel

10. Kapitel

11. Kapitel

12. Kapitel

13. Kapitel

14. Kapitel

15. Kapitel

16. Kapitel

17. Kapitel

18. Kapitel

19. Kapitel

20. Kapitel

21. Kapitel

22. Kapitel

23. Kapitel

2. Teil In einer anderen Welt

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

8. Kapitel

9. Kapitel

10. Kapitel

11. Kapitel

12. Kapitel

13. Kapitel

14. Kapitel

15. Kapitel

16. Kapitel

17. Kapitel

18. Kapitel

19. Kapitel

20. Kapitel

21. Kapitel

22. Kapitel

23. Kapitel

24. Kapitel

Prolog

Kinder haben ein angeborenes Warnsystem, einen Instinkt, für alles, was nicht stimmt, was ihre Welt stören, oder gar aus den Fugen geraten lassen könnte.

Im Laufe der Zeit verlieren sie dieses Warnsystem, diese Sensibilität, sie wird ihnen aberzogen, und an ihre Stelle treten Konvention und angepasstes Denken. Man tut dieses nicht mehr und jenes, weil es sich als Erwachsener 'nicht gehört'. Stell dir doch nur vor, alle würden denken und handeln wie die Kinder!

Wie schade ist das. Was ist so schlimm daran, sich zu erinnern, wie wir mit großen Kinderaugen gesehen haben? Da konnte uns das ganze Universum in einer Glockenblume oder einem Schmetterling begegnen, und alle Probleme der Welt lösten sich in nichts auf, bei dem Anblick einer fliegenden Schwalbe, die in das grenzenlose Blau des Himmels emporsteigt. Was war verwundbarer als ein aus dem Nest gefallenes Vogelkind, grausamer als ein vom Jäger verwundeter, sterbender Fuchs.

Der Wald barg tausende von Geheimnissen, eines aufregender als das andere und das Gefühl eins zu werden mit den Bäumen, war es nicht um so vieles schöner als die flüchtigen Empfindungen der späteren, hektischen Jahre?

Welche Dinge haben eine wirkliche Bedeutung für ein Kind? Die zärtliche Berührung der Mutter, wenn sie einen Gutenachtkuss gibt; die tiefe Stimme des Vaters, wenn er Geschichten vorliest; die Nachsicht der Großmutter, und das Kitzeln von Großvaters Schnurrbart. All jenes ist so wichtig, und sollte in der Erinnerung niemals an Bedeutung verlieren. Denn ein Kind empfindet die Dinge, ehe es sie begreift.

Heute, da ich sehr alt bin, kann ich vieles wieder sehen, wofür ich in den Jahren nach meiner Kindheit zwangsläufig blind wurde. Was mir im Laufe der Zeit verloren gegangen ist, entdecke ich wieder, denn ich lebe mit und in der Erinnerung, die mich zärtlich umfängt, wie die Schwingen eines großen Vogels, mit dem ich durch die Lüfte segle und in dessen Obhut ich mich geborgen fühle. Wird es dir einmal so ergehen wie mir jetzt?

Wenn du dies als Erwachsener einmal lesen wirst, so musst du dich daran erinnern, wie es war, ein Kind zu sein und wahrhaftig zu glauben und zu fühlen.

Heute bin ich bereit, dir von mir zu berichten, von meinen Abenteuern in der Welt zwischen den Welten, denn ich sehe jetzt alles klar und deutlich vor mir. Ich begreife wieder, wie ich als Kind gesehen habe.

Ich werde gegen das Vergessen erzählen. Lass mich davon berichten, wie mich ein helles Licht durch die dunkle Nacht führte, ausgesandt von Wesen, von deren Existenz nur wenige, auserkorene erfahren; jene nämlich, die zu allen Zeiten ein kleines Eckchen in ihren Herzen bewahren um ab und an, denken, sehen, fühlen zu können, wie die Kinder.

1. Teil Greenfriars

1. Kapitel

Ich hatte schon immer einen Hang zur Natur, zu den Wäldern und Wiesen, Bächen und Seen. Welch wunderbare Geheimnisse aber unter der vom menschlichen Auge sichtbaren Erdoberfläche liegen, erfuhr ich erst mit Vollendung meines zehnten Lebensjahres. Und es eröffnete sich mir eine Welt in der Welt, so fantastisch und so voller Zauber, wie ich es mir niemals hätte träumen lassen.

Doch bevor ich diese Welt und ihre Millionen kleiner und kleinster Bewohner erkunden durfte, musste ich einige harte Prüfungen bestehen und einen langen Weg gehen.

Ich möchte dir davon erzählen, wie ich diesen Weg fand, und mit ihm die einzige, die wahre Wahrheit.

Was ich damals an Abenteuern erlebte, begleitet mich bis zum heutigen Tag. Die Erinnerung daran, selbst wenn sie zu manchen Zeiten nicht so präsent war wie jetzt, hat mir über viele schwere Stunden, die das Leben für jeden von uns bereithält, hinweggeholfen.

Lies aufmerksam, was ich hier niederschreibe, damit du bereit bist, wenn der Nachtvogel dich ruft. Und er wird rufen, eines Tages, denn ich stelle fest, dass die Mächte des Bösen wieder um sich greifen und unsere Welt jeden Tag ein Stückchen ärmer und kälter machen.

Ich habe mein Leben, so wie ich es einmal dem besten Freund versprochen habe, den ich damals hatte, wider das Vergessen gewidmet. Wir wissen nicht, was wir tun, wenn wir mit überkommenen Traditionen brechen und nicht mehr an das glauben, was die Alten uns erzählen und einst niederschrieben. Denn wir stoßen damit eine Welt voller Wunder und mit ihr ein ganzes Volk in die Dunkelheit des

Vergessens, dessen unsichtbaren Schutz, den wir uneingeschränkt genießen, wir so dringend bedürfen.

So wie es damals war, in meiner Kindheit. Die Menschen glaubten nicht mehr an die Geschichten, die ihnen die Alten erzählten. Die immer härter werdende Realität, der Fortschritt und die technischen Errungenschaften jener neuen, so verheißungsvollen Welt, zu deren Ufern man aufbrach, raubten den Sinn für das Märchenhafte, Geheimnisvolle, nicht greifbare, aber dennoch stets präsente. Denn je weniger die Menschen glauben, desto schwächer wird die Kraft der Bewohner der Welt zwischen den Welten, der Hügelvölker. Je schwächer aber sie sind, um so weniger können sie uns beschützen, wenn das Böse wieder um sich greift. Und das tun sie. Sie halten unsichtbar und geräuschlos ihre schützenden, kleinen Hände über uns. Heute haben wir längst die Gestade jener wunderbaren Welt, die damals für uns so neu war, erreicht. Und wir haben erkannt, dass sie ebenso viele Gefahren wie Schönheiten in sich birgt. Wir sind längst in ihr gefangen und sie lässt uns, die aufgeklärten und abgeklärten Menschen, die an der Grenze zu einem neuen Jahrtausend stehen, nicht mehr viel Raum für das, was sich rational nicht immer erklären lässt, aber ein Recht auf einen Platz in unseren Herzen und Köpfen hat.

Aber ich habe Hoffnung. Ich sehe, dass in dem Masse, in dem unsere Welt immer kälter und technischer wird, auch die Sehnsucht nach dem 'anderen', nach dem, was man nicht mit Händen greifen und dem Verstand erklären kann, wächst. Noch grenzt man die Menschen, die sich für das Außergewöhnliche interessieren aus, schimpft sie Fantasten - Welch eine große Auszeichnung! - und weltfremd, stempelt die letzten der Urvölker, die mit jener anderen Welt verstanden zu kommunizieren, die Ureinwohner der heutigen großen Zivilisationen, als Primitive ab und stellt sie aus wie die Fundstücke eines Museums. Doch es wird der Tag kommen, wo die, die ausschließlich an die Macht des

Fortschrittes und die damit einhergehende Zerstörung unser aller Lebensräume glauben, erkennen werden, dass sie auf dem falschen Weg sind ...

2. Kapitel

Ich trage einen großen Namen, Anthony Alquist, 10. Earl of Darrowfalls, Herr von Greenfriars.

Während ich dies schreibe, ersteht vor meinen altersschwachen Augen eine Welt wieder, die längst vergangen ist und in der der Name der Blackwells von Greenfriars, meiner Ahnen, einen Klang hatte, in dem Tapferkeit und Aufrichtigkeit mitschwangen, auch wenn man ihn zur damaligen Zeit mit Schauern und nur leise aussprach, denn es kursierten die Gerüchte vom Fluch der Blackwells, von dem ich dir später mehr berichten werde.

Es war eine Zeit, die noch nicht so laut war wie heute, doch bereits ihren eigenen Rhythmus hatte.

Der Fortschritt hatte schon seinen Einzug gehalten und das Leben der Menschen verändert. Viele, die einfachen Arbeiter und ihre Familien, lebten in ärmlichen Verhältnissen, hungerten oft und wussten nicht, wovon am nächsten Tage leben. Es gab keine sozialen Absicherungen, so wie heute, und viele waren auf sich allein gestellt, wenn sie krank wurden und nicht mehr arbeiten konnten.

Für andere wieder, eine bestimmte Schicht, der auch unsere Familie angehörte, die Fabrik- und Großgrundbesitzer, mit ihren ausgedehnten Ländereien und herrschaftlichen Häusern, war es eine weitaus bessere Zeit.

Das Leben in London, jener großen, alten Stadt an der Themse, in der ich geboren wurde und die ersten zehn Jahre meines Lebens verbrachte, war sehr aufregend, die ersten Automobile drängten in die Straßen der großen Städte und rissen sie aus der von Kutschen mit schnaubenden Pferden geprägten, muffigen Ruhe. Das Leben begann hektischer zu

werden, das Rad der Zeit fing an, sich schneller zu drehen, und trieb auch das Lebenstempo der Menschen an ...

Ich allerdings bekam wenig davon mit. Denn ich war das, was man ein wohlbehütetes Kind nannte.

Meine Mutter entstammte dem vornehmen Geschlecht der Blackwells von Greenfriars, reicher Großgrundbesitzer, deren Ahnherr Gordon Blackwell, ein geheimnisvoller, faszinierender Mann, sich vor mehr als sechshundert Jahren das walisische Hochland zu seiner Heimat erkoren hatte; eine wilde urtümliche Landschaft, geprägt von einer unendlich scheinenden Weite, geschüttelt vom Unbill der Natur - der Wind peitscht unbarmherzig über die Felder, ungeheure Regenmassen ergießen sich und die Winter sind erbarmungslos kalt.

Dort also, in einem fruchtbaren Tal, ließ er sich nieder und erbaute für sich und die seinen ein weitläufiges Herrenhaus - Greenfriars.

Aber das aber war in jenen Tagen, von denen ich hier berichten will, ja schon lange, viele Jahrhunderte, vorbei, und unser guter Name, der einstmals für Mut, Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit und Loyalität gestanden hatte - mehrere Könige, hatten sich der Blackwells als Ratgeber bedient -, war mit einem hässlichen, in den Köpfen der Menschen unauslöschbaren Makel behaftet. Ein großer, schwarzer Schatten, der ihn verdunkelte.

Überall munkelte und tuschelte man hinter vorgehaltener Hand von dem Fluch der Blackwells, der auf den Erben des einst so mächtigen Geschlechtes lastete, dem bereits zahlreiche Mitglieder der Familie zum Opfer gefallen waren.

Niemand wusste genau wann und wie die Legende von dem Fluch entstanden war, ihren Höhepunkt aber erreichte sie, als mein Urgroßvater, der neunte Earl of Darrowfalls, kurzer Hand in einer stürmischen, verregneten Nacht, den Stammsitz im walisischen Hochland, den die Familie seit sechshundert Jahren bewohnte, in Begleitung seiner sechs

Kinder verließ. Das jüngste der Kinder, meine Großmutter Fiona, war erst drei Jahre alt.

Seine junge Frau aber, meine Urgroßmutter, ließ er allein dort zurück. Einsam und von allen verlassen, hauste sie seit dem in dem alten Gemäuer, und man sagte ihr bald nach, sie habe über die Hartherzigkeit ihres Mannes den Verstand verloren. Was hatte ihn zu diesem Schritt veranlasst? War es der Fluch, der seine Sinne getrübt hatte? Oder war er in Verzweiflung vor dem Fluch geflüchtet?

Wenn ja, es hatte ihm nichts genützt. Mit zweiundvierzig Jahren starb er an den Folgen eines ungeklärten Reitunfalls. Er war stets ein guter Reiter gewesen, wie seine Freunde berichteten.

Auch seine Kinder wurden nicht verschont; fünf von ihnen starben, bevor sie das Erwachsenenalter erreicht hatten. Lediglich das Jüngste der Geschwister, meine Großmutter, wurde verschont.

Sie folgte einer entfernten Verwandten, die nach Indien gezogen war, jenes riesige Land am anderen der Welt, welches zur damaligen Zeit noch zum britischen Königreich gehörte. Dort verliebte sie sich in den Sohn jener Verwandten, und sie heirateten.

Meine Mutter wurde geboren und verbrachte eine aufregende Kindheit in Indien, von der sie mir oft erzählte. Ich erinnere mich einer Geschichte, die sie auf meine Bitte hin immer wieder nacherzählte; meine Mutter hatte, wie es sich für Töchter aus gutem Hause gehörte, eine Aja, ein indisches Kindermädchen. Diese Frauen stammten meist aus einfachen Verhältnissen, besaßen aber oft übersinnliche Fähigkeiten, denn die Inder sind ein sehr sensibles Volk, das eine enge Bindung zu den Mythen und Legenden seiner Vorfahren hat. Die Aja meiner Mutter war darüber hinaus eine Kräuterhexe, die alle Krankheiten mit nach ihren geheimen Rezepten angefertigten Tinkturen und Salben behandelte. Meine Großeltern hatten großen Respekt vor ihr. Eines Nachts drang eine Schlange in das Schlafzimmer

meiner Mutter. Das Tier schlängelte sich lautlos über den Boden, in Richtung ihres Bettes. Die Aja schlief im gleichen Zimmer wie meine Mutter und gerade in dem Moment, wo die Schlange sich am Bett des Kindermädchens vorbei wand, sprang die Aja mit einem Satz hoch und warf sich auf die Schlange! Sie erwürgte das Tier mit bloßen Händen, konnte aber nicht verhindern, dass es sie biss.

Es herrschte große Aufregung im Haus! Alle glaubten, das Mädchen müsse nun sterben, doch die junge Frau setzte sich vor aller Augen im Schneidersitz auf den Boden und begann unverständliche Sätze in einem seltenen Dialekt laut vor sich hin zu sprechen. Die Nacht ging vorüber und die Aja lebte noch, als die Sonne aufging, schien aber sehr geschwächt. Sie erhob sich schwerfällig, ging in die Küche und begann sich aus Kräutern, die sie aus einem kleinen Leinensäckchen hervorholte, das sie immer bei sich trug, einen Tee zu kochen. Diesen Tee trank das Mädchen eine ganze Woche lang, morgens, mittags und abends, ohne dabei irgendetwas anderes zu sich zu nehmen. Von Tag zu Tag erholte sie sich und nach der Woche, war sie wieder ganz die Alte. Mein Großvater fragte sie, woher sie gewusst habe, dass eine Schlange im Zimmer gewesen sei, in jener Nacht und sie antwortete: »Das habe ich gespürt.« Es gab sogar Menschen in den englischen Missionen, alte Engländer, die schon ein halbes Leben in Indien verbracht hatten, die die Schlangen atmen hören konnten ...

Meine Mutter heiratete früh meinen Vater, den Offizier Major Richard Alquist, der im gleichen Regiment diente, wie mein Großvater, und kehrte mit ihm nach England zurück, als sich herausstellte, dass das Klima dort seiner Gesundheit abträglich war.

Er hatte von seinem Vater ein Haus in London, am Eaton Square, geerbt, das sie bewohnen wollten. Sie blieben gegen den Willen meiner Großmutter, die Angst hatte, vor dem Fluch der Blackwells und in dem Glauben lebte, er sei außerhalb Großbritanniens nicht gültig. Schließlich wurde

ich geboren, in dem kleinen, weißen, eleganten Haus am Eaton Square und verbrachte neun glückliche, unbeschwerte Jahre, die mir bis heute unauslöschlich als kostbarer Schatz im Gedächtnis geblieben sind ...

Ich erinnere mich meiner Eltern als schönes und strahlendes Paar. Ich glaube, sie waren sehr verliebt ineinander; immer wenn man sie zusammen sah, lachten sie und neckten sich. Mein Vater schenkte meiner Mutter schönen Schmuck und überhäufte sie mit Blumen.

An den Wochenenden gaben sie Soireen und Feste und luden dazu all ihre zahlreichen Freunde ein. Dann erstrahlte das Haus im Glanze der Gaslampen, die in allen Räumen brannten; großzügig arrangierte Blumenbouquets rochen lieblich und ihr Duft vermischte sich mit dem Parfum der eleganten Damen und den Toilettwassern der stolzen Herren, in ihren steifen Hemdbrüsten.

Auch aus der Küche stiegen verführerische Gerüche nach oben; noch heute rieche ich sie, diese Mischung, die schwer auf der Zunge lag und in der Nase kribbelte, und die das Haus tagelang in eine Wolke aus Rosen und Orangenblüten, Jasmin, Flieder und Oleander, Sandelholz, Moschus, Bergamotte, Veilchen und unzähligen Küchenkräutern, deren Namen ich nicht kannte, tauchte.

An diesen Abenden saß ich barfüßig und nur mit einem langen, weißen Nachthemd bekleidet, meinen ständigen Begleiter, Mr. Bill - einen großen, plüschigen, braunen Teddybären -, im Arm, auf der Treppe und verfolgte das Geschehen. Ich hörte den hellen Sopran meiner Mutter, die von meinem Vater am Klavier begleitet Frühlingslieder sang:

*Letzte Rose,
wie magst du so einsam, hier blüh'n?
Deine freundlichen Schwestern
sind längst schon, längst, dahin.*

*Keine Blüte haucht Balsam,
mit labendem Duft;
keine Blättchen mehr flattern
in stürmischer Luft.
Warum blühst du so traurig
im Garten allein?*

Das ging so lange, bis einer der Diener mich entdeckte und meiner Mutter meldete, die mich dann belustigt lächelnd ins Bett zurückbrachte und zur Nacht bettete, nicht ohne mir ein Schlaflied zu singen und mir einen Gutenachtkuss zu geben.

Vielleicht sind mir jene Tage so gut in Erinnerung geblieben, weil sie, die goldenen, schon bald abgelöst werden sollten durch die schwärzeste Finsternis, in die ein Kind geraten kann.

3. Kapitel

Ich erwachte schreiend, von bösen Träumen - bevölkert von grimmigen Zauberern, Feuer speienden Drachen und unheimlichen Zaubergestalten - geschüttelt, in der Nacht vor meinem zehnten Geburtstag; fortan war sie da, jene böse Vorahnung, von der ich anfangs sprach. Sie bedrückte mein Herz. Ich hatte Angst.

In dieser Nacht hörte ich ihn zum ersten Male, den Schrei des Nachtvogels, jenes heisere Krächzen, welches erst leise, kaum zu unterscheiden, von den anderen Geräuschen der Nacht, über den Wipfeln der Bäume schwebt, um dann langsam anzuschwellen und in einem durchdringenden Schrei zu enden, der die Dunkelheit erfüllt und alle Lebewesen den Atem anhalten lässt. In der Tat, machte sich eine seltsame Stille breit, als der Schrei verklungen war; die sonst so vertrauten nächtlichen Geräusche aus dem Garten waren verstummt, kein Raunen und Rascheln mehr, kein Knacken der Äste.

Ich ging zum Fenster und sah hinaus; es war eine jener verzauberten Nächte, in der alles möglich scheint, in der die goldenen Sterne am Himmel funkeln; Millionen und Abermillionen kleiner Augen, die auf dich hinab sehen; sich hinter jedem noch so dünnen Ast ein Kobold versteckt hält und die Hexen auf langen Besen lachend über die Baumwipfel in die Unendlichkeit fliegen. Der Mond in jener Nacht, wolkenumflort, stand wie ein riesiges, leuchtendes Auge am Himmel - das Auge der Nacht, das auf uns kleine Kreaturen hinabblickt -, so groß, so imposant, wie ich ihn noch nie zuvor gesehen hatte und tauchte, den Garten in silbrigdunstiges Licht, als hätten tausende von Elfen im Auftrag einer guten Fee einen durchsichtigen, unendlich fein

gewebten Schleier über die Erde gelegt, unter dem es leise wisperte und flüsterte. Ich sah ihn sofort, dunkel, Angst einflössend, zeichnete sich seine schattenhafte Silhouette vom Nachthimmel ab. Er breitete die riesigen Schwingen aus und flog in die unendlich scheinende Weite des sternenerleuchteten Horizonts. Seine bernsteinfarbigen Augen leuchteten mir in der Dunkelheit entgegen, wie die Leuchtfeuer zweier Leuchttürme in stürmischer Nacht. Ich fühlte, dass sie nur mich im Visier hatten, auch wenn er mich nicht sehen konnte, er wusste, dass ich hinter dem Fenster stehe und ihn beobachte. Er flog gegen den hell leuchtenden Mond, wurde bald zu einem schwarzen Punkt, der langsam immer kleiner wurde, um schließlich ganz aus meinem Blickfeld zu verschwinden ...

Meine Eltern bemühten sich, mir meine Geburtstage, zu einem unvergesslichen Erlebnis werden zu lassen. An jenen Tagen drehte sich von früh bis spät alles nur um mich.

Das ganze Jahr freute ich mich darauf, dieses Mal jedoch, konnte die Freude die Angst, die sich in mir breitgemacht hatte, nicht besiegen.

Man sang für mich und ließ mich hochleben, überreichte mir Geschenke und schnitt eine große Torte mit zehn Kerzen darauf an. Ich versuchte, mich zu freuen, doch so recht gelang es mir nicht. Nicht einmal, als ich am Abend mein eigentliches Geschenk erhielt; mein Vater unterbreitete mir, das er mir meinen sehnlichsten Wunsch erfüllte: Wir fahren nach Amerika!

So viel schon hatte ich über dieses sagenhafte Land gehört, der beste Freund meines Vaters lebte dort, und ich stellte es mir in kindlicher Naivität wie das Schlaraffenland vor. Ich drückte Mr. Bill, ein Geschenk, eben jenes Freundes, fest an mich. Doch auch er konnte die seltsame Angst in mir nicht vertreiben.

Diese Reise sollte etwas ganz Besonderes werden. Und schon bei der Überfahrt sollte es anfangen; mein Vater hatte eine Kabine auf dem größten Schiff der Welt gebucht, der

Titanic, größer und schöner als alles bisher gesehene. Ein Wunder der Technik, das Statussymbol der neuen Zeit. Ein großes Abenteuer erwartete mich!

4. Kapitel

Am 12. April, einem nasskalten Vorfrühlingstag, stach die Titanic in See. Noch nie hatte ich so viele Menschen auf einmal gesehen. Da war ein Trubel am Hafen von Southampton, wie noch nie zuvor. Die Menschen winkten mit bunten Fahnen und jubelten, als das Schiff mit hupenden Sirenen, die langsam über der weiten See verhallten, unter dem Gekreisch unzähliger Möwen ablegte. Auch auf dem Schiff selbst war ein buntes, lustiges Treiben. Alles war so neu und es roch überall nach frischer Farbe. Mein Vater unternahm mit mir lange Spaziergänge von einem Ende zum anderen und ich sah den Kapitän, einen alten, in seiner Uniform sehr würdig aussehenden Mann, mit weißem Bart, der uns freundlich zulächelte.

Jeden Abend spielte ein Orchester Walzer und andere Tanzmusik, die Herren im feinen Frack mit langen Zigarren im Mund spielten Karten, die eleganten Damen plauderten über die neueste Pariser Mode.

Tagsüber ging man trotz der Kälte an Bord spazieren, legte sich in dicke Decke gehüllt in die Liegestühle und genoss die klare, reine Luft des nahen Pols oder spielte Shuffleboard und Tennis. Es gab ein Schwimmbad und einen Fitnessraum! Ich hatte mich schon am ersten Tag mit einem Jungen meines Alters angefreundet, der mit seiner Familie in der dritten Klasse reiste.

Einmal nahm er mich auch dorthin mit. Da sah es allerdings anders aus, als in den eleganten Salons und Speisesälen der ersten Klasse. Die Menschen hockten dicht gedrängt in einer Kabine und einige kochten sich sogar ihre Mahlzeiten dort.

Johnny, so hieß mein neuer Freund, erzählte mir, dass seine Eltern Auswanderer seien, die nie mehr nach England zurückkehren wollten.

Am Abend, in unserer eigenen Kabine, fragte ich meinen Vater, warum es so viele Menschen an Bord gäbe, die so wenig Platz hätten und die man nie an oben an Bord sähe, wo doch in den großen Suiten der ersten Klasse, von denen manche so groß seien, wie drei oder vier der dritten, manchmal nur eine einzige oder zwei Personen wohnten.

Mein Vater wurde etwas verlegen und sagte, dass die Kabinen der ersten Klasse sehr teuer wären und die Menschen, die in der dritten Klasse führen, nicht das Geld dafür hätten. Aber er versicherte mir, dass es ihnen auch dort gut ginge und man für sie sorgte. Beruhigt schlief ich ein.

Auch die nächsten Tage verliefen ungetrückt. Ich sah John Jacob Astor, einen der reichsten Männer der Welt, der stolz seine junge, schwangere Frau am Arm über das Deck spazieren führte; Mr. Strauss, ein reizender älterer Mann, der mit seiner Frau an Bord war, schenkte mir Bonbons, und einer der Konstrukteure des Schiffes zeigte mir und einigen anderen stolz den riesigen Maschinenraum, den Tempel des Fortschrittes, den Hort der neuen Zeit.

Für einen Augenblick, vergaß ich meine Angst und überließ mich den vielen neuen Eindrücken und Erlebnissen. Ich hörte die Warnglocken nicht mehr, die laut vernehmlich in mir schrillten ...

Fünf Tage später saß ich frierend, in dicke Decken gehüllt neben einer mir vollkommen fremden Person in einem schlingenden Rettungsboot, über mir das sternklare Firmament, um mich herum nichts als eiskaltes, bläulichschwarz schimmerndes Wasser.

Das stolze Schiff, das größte einer nach immer mehr Fortschritt und Technik ringenden Welt, gab es nicht mehr. Es lag auf dem Grunde des Meeres, in tintenschwarzer Tiefe,

und nur seine nicht verlöschenden Lichter erhellten den Meeresgrund und strahlten zu mir hinauf.

Ich hielt meine Hand in die eiskalten Fluten, um sie, die ich für immer verloren hatte, noch einmal zu berühren, und stellte mir vor wie meine Eltern nun, in all ihrer Pracht und Schönheit, auf dem Grunde des Meeres zu den sanften Klängen einer Harfe spielenden Meerjungfrau tanzten ...

Ich kehrte heim in ein kaltes, verwaistes Haus, das keine Ähnlichkeit mehr mit dem vertrauten Heim aufwies, das ich verlassen hatte. Zwei der Dienstboten meiner Eltern hatten mich vom Hafen abgeholt.

Dicke, dunkelgraue Regenwolken zogen auf, als wir in den Eaton Square einbogen und ein schauerlicher Regenguss prasselte nieder, als wir dem Wagen entstiegen und das Haus betraten. Die Möbel waren abgedeckt, die Fensterläden fest verschlossen.

Lady Springall, meine Patentante, erwartete mich. Sie weinte und nahm mich in den Arm. Ich blieb regungslos.

Man brachte mich in mein Zimmer und dort zu Bett. Kurze Zeit später erschien unser Hausarzt und untersuchte mich; seit dem Unglück hatte ich kein Wort mehr gesprochen.

In der ersten Nacht in dem großen, verlassenem Haus, fand ich keinen Schlaf. Immer musste ich an den Nachtvogel denken und hörte wieder seinen heiseren Schrei.

Tagsüber saß ich in einem großen Sessel oder lag in meinem Bett, und starrte zur Tür, in der sicheren Gewissheit, das meine Mutter oder mein Vater hereinkommen und mich in die Arme nehmen würde. Doch niemand kam.

Lady Springall bemühte sich sehr, mich aufzuheitern, las mir lustige Geschichten vor. Einmal ging sie sogar mit mir hinunter in den Garten, der gerade aus seinem Winterschlaf erwachte und zu Knospen begann. Ich mochte Lady Springall, Tante Maude, wie ich sie nannte, sehr; sie war eine füllige Matrone, mit dickem, feuerrotem Haar, das hoch

aufgetürmt auf ihrem Kopf thronte, wie ein unordentliches Vogelnest. Sie war immer lustig und zu Späßen aufgelegt; man fühlte sich einfach wohl bei ihr. Ihre eigenen Kinder waren schon erwachsen und seit dem Tod ihres Mannes, lebte sie auf einem großen Landsitz außerhalb Londons, auf dem meine Eltern oft zu Gast gewesen waren.

Doch auch sie vermochte mir keinen Trost zu spenden. Ich aß nur wenig und magerte ab. Meine Glieder wurden schwer und ich verlor an Kraft, meine Haut wurde weiß und dünn wie Pergament.

Des Nachts ging ich immer wieder zum Fenster, das mich magisch anzog. Der Mond, jetzt nur noch eine schmale Sichel, beruhigte mich. Ich stellte mir vor, es sei ein Licht, das meine Mutter im Himmel für mich angezündet hat, um mir zu zeigen, dass es ihnen gut geht, dort wo sie nun waren, und an mich dachten.

Die arme Tante Maude begann sich große Sorgen um mich zu machen. Dabei hatte sie schon genug andere Unannehmlichkeiten. Sie hatte sich sofort mit dem Familienanwalt in Verbindung gesetzt, um sich über die Vermögenslage zu informieren und ein Telegramm an meine Großeltern in Indien geschickt, die nun meine nächsten Verwandten waren. Wann sie jedoch aus dem fernen Land in London eintreffen würden, stand noch nicht fest, damals, musst du wissen, waren solche Reisen noch ein großes und aufregendes Unterfangen und dauerten viel länger als heute. Tante Maude erklärte mir, sie würden erst sehr lange mit der Eisenbahn fahren, dann mit dem Schiff und wieder mit der Eisenbahn.

Ich habe oft gedacht, würde meine Geschichte in der heutigen Zeit spielen, sie wäre sicherlich ganz anders verlaufen.

Als sich mein Zustand nicht besserte, entschied Tante Maude, dass ich die Zeit bis zum Eintreffen meiner Großeltern in England auf ihrem Landsitz verbringen sollte. Sie fand die Atmosphäre im Haus zu bedrückend. Eine kluge

Entscheidung. Die Landluft und die veränderte Umgebung taten mir wohl und rissen mich aus meiner Lethargie.

Gleichwohl zeigten sie mir aber auch, dass etwas unwiederbringlich zu Ende war, und ich musste lernen, das ein Kapitel in meinem Leben, ein sehr glückliches, abgeschlossen war.

Der Eaton Square war Vergangenheit.

5. Kapitel

Einige Tage nach dem Eintreffen auf dem Landsitz meiner Patentante, saß ich an einem der großen Fenster in meinem Zimmer und spähte hinaus auf den Vorplatz. Ich sah den Wagen von Sir Harry Wilcox, dem Familienanwalt, vorfahren. Er entstieg dem Fahrzeug mit düsterer Miene und wieder war es eine böse Vorahnung, die mich unruhig werden ließ. So schlich ich leise aus meinem Zimmer und kauerte mich im Schutze des geschnitzten Treppengeländers auf die Stufen. Sir Harry durchquerte schnellen Schrittes die Halle und wurde von Tante Maude im großen Salon empfangen. Im Kamin brannte ein lustiges Feuer, an dem Sir Harry sich die Hände wärmte und meine Tante bot ihm etwas zu trinken an.

Sie schloss die große Flügeltür nicht ganz, so das ich die Gelegenheit wahrnahm, nach unten schlich und mich dicht an die Tür stellte. So groß war die innere Unruhe, mein Herz raste wie wild, das ich meine gute Kinderstube vergaß und mein Ohr gegen die Tür presste.

Die beiden setzten sich in die großen Clubsessel vor dem Kamin; ich hörte jedes Wort, das sie sprachen:

»Nun, Maude, ich möchte nicht lange um den heißen Brei reden«, sagte Sir Harry und zog ein längliches Kuvert aus der Jackentasche. »Die Sache ist die, dass heute Morgen ein Brief in meiner Kanzlei eingetroffen ist, dessen Inhalt mich dazu veranlasste sofort zu dir hinaus zu fahren, kurz, er kommt von Greenfriars.«

Meiner Tante entfuhr ein Ruf des Erstaunens, dann war es still. Sir Harry musste ihr den Brief gereicht haben, den sie nun las.

»Das kann nicht ihr Ernst sein!«, rief meine Tante plötzlich empört in die Stille hinein.

»Ich fürchte doch, Maude«, sagte Sir Harry bedrückt. »Und sie hat das Recht dazu. Ich habe einen Freund konsultiert, der sich in diesen Dingen sehr gut auskennt. Sie ist derzeit seine einzige, greifbare, leibliche Verwandte. Wenn sie also den Jungen zu sich holen will, und das ist, dem Inhalt dieses Briefes nach zu urteilen, unter allen Umständen ihre Absicht, so kann sie niemand daran hindern, zumindest nicht, bis die Großeltern des Jungen in England eingetroffen sind. Und das kann noch Wochen dauern! Du hast ja nicht einmal eine Bestätigung, dass sie dein Telegramm überhaupt erreicht hat.«

»Wie hat sie bloß davon erfahren?«

»Sie schreibt weiter unten, das Vormundschaftsgericht hätte sich mit ihr in Verbindung gesetzt, doch das kann eigentlich nicht sein. Das hätte ich erfahren. Ich habe ja die Lösung, den Jungen, solange bis Lord und Lady Bellamy aus Indien hier sind, bei dir unterzubringen vorgeschlagen und er wurde akzeptiert. Sehr rätselhaft, das Ganze - wie die ganze Person Guinevere Blackwell.«

Ich hörte, dass Tante Maude aufschluchzte und es machte mir Angst. Mit wild pochendem Herzen hörte ich weiter zu.

»Nein, nein, Harry!«, rief meine Tante. »Ich würde mir mein Leben lang Vorwürfe machen. Ich kann das Kind nicht allein hinaus in die Wildnis schicken! Das kann niemand von mir verlangen!«

»Sie kann es«, sagte Sir Harry entschieden. »Und Gott allein weiß, was sie damit bezweckt.«

»Sie ist verrückt!«, empörte sich Tante Maude. »Jeder weiß, das sie verrückt ist. Ich schicke das Kind zu einer Verrückten, von der niemand etwas weiß und die seit Jahrzehnten niemand mehr gesehen hat! Das müssen wir anfechten!«

»So sei doch vernünftig, Maude«, versuchte Sir Harry, meine Tante zu beschwichtigen. »Ihre Blutsverwandtschaft

berechtigt sie dazu, den Jungen zu sehen, wenn sie es wünscht. Ich habe mich erkundigt. Und sie hat ausdrücklich diesen Wunsch. Du kannst nicht einen Menschen als verrückt abstempeln, nur weil er seit Jahren das Haus nicht verlassen hat.«

Sir Harry seufzte laut. »Um ganz ehrlich zu sein, so wie sich unsere liebenswerten Mitmenschen da draußen manchmal gebärden, kann ich ihr das nicht einmal verdenken! Außerdem ist sie alt, sehr alt. Und sie braucht einen Erben, Maude. Hast du daran schon einmal gedacht? Anthony ist außer seiner Großmutter der einzige lebende Verwandte von Guinevere Blackwell. Greenfriars ist die Zukunft des Jungen, daran führt sowieso kein Weg vorbei.«

»Du bist und bleibst ein - Anwalt, Harry!«

»Wir werden alle Hebel in Bewegung setzen Sir Harold und Lady Bellamy so schnell wie möglich nach England zu bringen, das verspreche ich dir. Ich habe gute Kontakte in Indien. Doch bis dahin ...«

»Du lieber Himmel, Harry«, sagte meine Tante leise. »Wie viel Unglück soll der Junge denn noch ertragen?« Es trat wieder Stille ein, die mir einen kalten Schauer über den Rücken laufen ließ.

»Wie alt mag sie bloß sein?«, fragte meine Tante plötzlich. »Sie muss doch wahrlich bald hundert sein.«

»Ich habe ein paar alte Akten gewälzt. Sie ist achtundachtzig. Seit dieser Geschichte damals ...«

»Da siehst du, dass sie verrückt ist! Warum sonst sollte ihr Mann sie einfach verlassen und allein zurückgelassen haben!«

»Das kann heute niemand mehr sagen. Das alles ist so viele Jahrzehnte her. Außer ihr weiß niemand was damals wirklich geschah, und sie schweigt.«

»Oh Gott!«

»Seit damals ist ihr Leben ein einziges Geheimnis. Es sieht so aus, als hätte sie Greenfriars seit sie ihr Mann mit den Kindern auf und davon ist, nicht mehr verlassen. Und

dennoch ist sie, das habe ich herausgefunden, eine der reichsten Frauen Englands. Ihre Verbindungen reichen bis in die allerhöchsten Kreise und sind wie ein feines Spinnennetz, das sich über den ganzen Kontinent ausbreitet. Eine seltsame, geheimnisvolle Frau.«

»Und wenn ich den Jungen einfach nicht raus gäbe?«, fragte Tante Maude verzweifelt.

»Zwecklos. Du kannst nicht mit dem Kopf durch die Wand, Maude. Schon in den nächsten Tagen wird Lady Blackwells Wirtschafterin hier eintreffen, um den Jungen mit nach Wales zu nehmen.«

Meine Tante begann hemmungslos zu weinen.

Ich schlich wieder hinauf in mein Zimmer und kroch in mein Bett. Ich drückte Mr. Bill fest an mich und starrte in die Dunkelheit.

Wieder war Vollmond und sein bläulich-silbriges Licht ließ die Äste der Bäume ein unheimliches Schattenspiel an die Wände tanzen. Mir war unbeschreiblich kalt, ich fühlte mich einsam und kämpfte mit den Tränen.

In diesem Moment hörte ich ihn zum zweiten Male, den Schrei des Nachtvogels; er flog dicht am Fenster vorbei und der Schatten seiner riesigen Schwingen streifte meinen Kopf. Voller Angst presste ich die Hände vor mein Gesicht und kniff die Augen zu.

6. Kapitel

In den darauf folgenden Tagen, wirkte Tante Maude traurig und niedergeschlagen, war aber sehr zärtlich zu mir, und wir verbrachten viel Zeit gemeinsam. Und sie versuchte mir, so schonend wie möglich die Tatsachen zu erklären, und kämpfte dabei mit den Tränen. Ich klammerte mich an sie und weinte ebenfalls. Ich wollte nicht fort, nicht schon wieder.

Sie versprach mir, alles zu tun, mich aus Wales zurückzuholen. Ich hörte ihr zu und nickte stumm. In mir war eine große Leere; ich hatte die alte Welt noch nicht wirklich hinter mir gelassen, meine Eltern waren so lebendig für mich, und ich war für eine neue, unbekannte Welt nicht vorbereitet. Tante Maude sagte, ich müsse jetzt tapfer sein, und ich versprach es ihr.

Dann kam der Tag; dicke, bleigraue Wolken zogen am Horizont auf, wie Unheil verkündende Boten einer höheren Macht, die der raue Nordwind unbarmherzig vor sich hertrieb. Ich saß am Fenster und beobachtete ihren Zug am Himmel. Bald nahmen sie die verschiedensten Gestalten an, ein Schiff mit geblähten Segeln, ein Stier mit zwei spitzen Hörnern, ein großer Kopf mit langem Bart und wilden, krausen Haaren ...

Ich überlegte, dass hinter ihrer undurchdringlichen Fülle meine Eltern auf mich warteten. Oh, könnte ich doch nur fliegen! Fort, fort ...

In diesem Augenblick rattert eine Kutsche die Auffahrt hinauf. Zwei schwarze Rappen, mit feurigen, dunklen Augen und im Wind fliehender Mähne, zogen das kohlrabenschwarze Gefährt. Auf dem Kutschbock saß ein Mann mit hohem schwarzem Zylinder, gehüllt in einen

tiefschwarzen Überrock. Ein grellroter Schal, dessen Enden im Wind flatterten, war um den Hals geschwungen und verdeckten das halbe Gesicht. Die Kutsche hielt auf dem Platz vor dem Haus. Sie hatte etwas Unheimliches an sich, eine Aura des Geheimnisvollen umgab sie. Sie wirkte, als sei sie aus der Vergangenheit zu mir gekommen; wie ein Gruß aus dem Totenreich.

Der Kutscher stieg ab und öffnete den Schlag. Ein schlankes Bein im hohen Schaftstiefel und der Rocksaum eines dunklen Kleides wurden sichtbar.

Dann sah ich sie zum ersten Male in voller Größe; sie trug einen großen, schmucklosen, grauen Hut und über dem bodenlangen, dunkelgrauen Kleid, ein schwarzes Regencap. Das Erste was mir auffiel, waren ihre skelettartigen Hände mit langen, dünnen Fingern und spitzen Nägeln, die wie Raubvogelkrallen wirkten. Sie war sehr groß und sehr dünn. Aus dem hochgeschlossenen Kragen ihres Kleides ragte ein langer, dürrer Hals hervor, auf dem der Kopf thronte. Sie war kaum ausgestiegen, als sie ihren Kopf hob und den Blick an der Front des Hauses auf und abgleiten ließ. An dem Fenster zu meinem Zimmer blieb er haften.

Sie hatte ein fahles Gesicht, oval und länglich, mit eingefallenen Wangen. Überhaupt war sie vollkommen farblos, wie eine Kohlezeichnung. Zwei dunkle, fast schwarze Augen, blickten kalt in die Welt, zwischen ihnen eine längliche Nase und darunter ein verkniffener Mund, mit schmalen Lippen, dessen Mundwinkel verdrießlich nach unten zeigten. Ich habe sie niemals Lachen oder Lächeln gesehen. Sie hieß Miss Whittaker.

Der Wind pfeift durch den Kamin und dieser lang gezogene, klagende Laut erinnert mich an jenen Tag, im April, als ich das Haus meiner Patentante verlassen musste, denn auch an diesem Tag piff der Wind um das Haus und brachte mir sein trauriges Abschiedsständchen. Es war kalt und ich erinnere mich des muffigen, abgestandenen

Geruches, den Miss Whittakers Kleid ausströmte, als hätte sie es direkt aus einer Truhe geholt, die schon seit Jahren vergessen auf dem Speicher eines alten Hauses steht.

Auch in der Kutsche war es kalt; man wickelte eine warme Decke um meine Beine. Tante Maude protestierte dagegen, den langen Weg in der zugigen Kutsche zurückzulegen, schließlich gäbe es inzwischen die Eisenbahn und Automobile, doch Miss Whittaker wollte nichts davon wissen, und antwortete kalt, mit einer tiefen, rauhen, eisigen Stimme, durch die alles Gesagte klang, als sage man es in einem jahrhundertealten, zugigen Kellergewölbe, das keine Zugverbindung nach Greenfriars existiere und davon abgesehen, Lady Blackwell großes Misstrauen und eine tiefe Abneigung gegen die neuen Fortbewegungsmittel hege, was sie sehr gut nachvollziehen könne.

Als die Kutsche anzog und die Abfahrt hinunter rollte, riss ich die Decke fort, kniete mich auf den Sitz und sah aus dem kleinen, ovalen Hinterfenster hinaus, sah Tante Maude, die mit aufgelösten Haaren, weinend, hinter der Kutsche herlief und mir nachwinkte. Langsam wurden sie und das große Haus kleiner und verschwanden schließlich, als die Kutsche auf die Straße einbog.

Mrs. Whittaker holte mich auf den Sitz zurück. Sie sah mich tadelnd an und sagte, sie sei nicht gewillt, dauernd hinter mir her zu sein, wie hinter einem zappelnden Fisch.

»Die Fahrt ist lang«, sagte sie streng. »Nun benehmen Sie sich - Mylord.«

Ich zuckte bei der ungewohnten Anrede zusammen.

Sie kauerte sich in eine Ecke, zog das Regencapote enger um die Schultern und schlief ein.

Ich aber blieb wach und sah aus dem Fenster hinaus, sah Städte und Dörfer an mir vorüber ziehen. Allmählich wurde die Landschaft rauer, hügeliger, einsamer. Aus den breiten Straßen wurden schmale, steinige Landstraßen. Ich hörte den schweren, rasselnden Atem der Pferde, die die Kutsche immer weiter vorwärts zogen - fort von allem, was ich einst